

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Die Entstehung der täuferischen Schreckensherrschaft
von Münster (1530-1535)

Ein Schlüssel zum christentumsgeschichtlichen Umgang
mit religiöser Differenz?

Die Entstehung der täuferischen Schreckensherrschaft von Münster (1530-1535) Ein Schlüssel zum christentumsgeschichtlichen Umgang mit religiöser Differenz?

Abstract

Der Aufsatz befasst sich mit den Täufern und dem Täuferreich von Münster (1534/1535) und konzentriert sich auf die Frage nach dem Umgang der Täufer mit religiöser Differenz. Fokussierten sich die Täufer auf die Beobachtung religiöser Differenz, die Akzeptanz religiöser Differenz, die Minimalisierung von religiöser Differenz oder die Maximierung religiöser Differenz? Das Hauptkennzeichen der Münsteraner Täufer ist das Fehlen jedweder Toleranz gegenüber Andersgläubigen. Für sie gab es nur ihren eigenen Glauben und ihre eigene religiöse Praxis. Alle Menschen mit anderen Glaubensüberzeugungen (z. B. römisch-katholischen oder lutherischen Glaubens) hatten sich an die seit 1534 mit exklusivem Anspruch vorgetragenen religiösen Regeln der Täufer zu halten oder die Stadt sofort zu verlassen, wenn sie nicht Opfer täuferischer Gewalt werden wollten. Die Täufer konnten diese politische Autorität beanspruchen, nachdem sie die jährliche Wahl zum Stadtrat in Münster 1534 gewonnen und sogleich jede konkurrierende politische Kraft abgeschafft hatten. Mit anderen Worten: Die Täufer von Münster waren bestrebt, jede religiöse Differenz nach Kräften zu minimieren. So wollten sie zwar einen einzigartigen und vorwärtsweisenden religiösen Aufbruch auf den Weg bringen, aber vertraten am Ende einem Selbstverständnis, das ReligionshistorikerInnen als archaisch bezeichnen würden: ein Gott, ein Glaube, eine religiöse Praxis. Somit war es noch ein weiter Weg bis zur weitreichenden Akzeptanz von religiösen Differenzen, wie sie das II. Vatikanum verabschiedete.

This article deals with the Anabaptists and the Anabaptist Kingdom in Münster (1534/1535). It focuses on the question how the Anabaptists handled religious difference. Did they simply notice religious difference? Did they accept it? Did they minimize it? Or did they maximize it? The main characteristic of the Anabaptist Kingdom in Münster is the lack of any religious tolerance. These Anabaptists insisted exclusively on their religious belief and practice. People (for example: Roman Catholics or Lutherans) who were not willing to follow them had to leave town immediately or were forced by violence to convert fully to these rigid rules. The Münster Anabaptists had the authority to do so after winning the annual elections for city council (Stadtratswahl) in Münster in the year 1534. Immediately, the Anabaptists abolished any opposing political power. In other words: The Anabaptists minimized any religious group differing from their own. Although they had a religious breakthrough in mind when they started ruling in Münster in 1534, they ended up with a conviction that religious historians would describe as archaic: one God, one belief and one single practice. Thus, it was still a long way to the wide-ranging acceptance of religious differences, as adopted by the Second Vatican Council.

Münster ist heute als traditionsreicher katholischer Bischofssitz und als Universitätsstadt mit einer ausgeprägt postmodernen Studierendenkultur ein Ort religiöser und

kultureller Vielfalt. Wenn aber der radikal-christliche Umsturzversuch der Täufer von Münster 1534/1535 und die von ihnen angezielte Abschaffung jeder religiösen Differenz erfolgreich gewesen wäre, gäbe es die Stadt Münster heute wohl nicht als Ort hochgradig sozialer Unterschiedlichkeit. Auch die „drei Körbe von Eisen“ (Heinrich Heine), in denen der römisch-katholische Bischof die besiegten Anführer der täuferischen Erhebung schließlich als Ausdruck seiner – ebenso entschiedenen – Ablehnung jedweder Andersgläubigkeit den Vögeln zum Fraß hingehängt hat, fänden sich gewiss nicht als Erinnerungszeichen am Turm der Lambertikirche. Stattdessen wäre Münster – so glaubten es die Täufer – ein von Gott durch seine endgültige Wiederkunft geheiligter Ort, den wir Andersdenkenden, die in diesem Soziotop ohnehin keinen Platz gehabt hätten, uns heute nicht einmal vorstellen können.

Da die Geschichte bekanntermaßen zu Ungunsten der Münsteraner Täufer ausgegangen ist und im Laufe der Geschichte stattdessen ein Verständnis für Toleranz und Vielfalt wuchs, konnte 2016 der jordanische König den Westfälischen Friedenspreis der Stadt Münster in Empfang nehmen. Der Historikerpreis 2017 wurde an den amerikanischen Geschichtswissenschaftler David Nirenberg für sein Buch zur Geschichte des Antijudaismus verliehen. Und: In den Jahren 2016/2017 begehen auch in Münster katholische und evangelische Christen das Reformationsjubiläum gemeinsam.

Dieser Kontrast zwischen damals und heute wirft die Frage auf, wie sich der Umgang mit religiöser Differenz in Münster während der 1530er-Jahre im Detail gestaltete. Die exemplarische Erinnerung an die reformatorischen Aufbrüche in Münster zwischen 1530 und 1535 bietet sich für das grundsätzliche Verstehen des christentumsgeschichtlichen Umgangs mit religiöser Unterschiedlichkeit erstrangig deshalb an, weil die MünsteranerInnen in diesem Zeitraum drei Mal die Konfession wechselten: ursprünglich katholisch, dann lutherisch, in der Folge täuferisch, schließlich wieder katholisch. – Angesichts dieser für das Gesamtreich einmaligen Entwicklung stellt sich als erstes die Frage, welche religiösen und sozialen Hintergrundkonstellationen die reformatorische Dynamik in Münster überhaupt entfachten. Damit verbunden sind zweitens die äußeren und inneren Gründe zu berücksichtigen, die die Täufer an die Macht brachten und sogar ein Königtum installieren ließen. Und drittens geht es im Sinne eines roten Fadens darum, wie die Beteiligten in jeder Phase dieser geschichtlichen Entwicklung mit religiöser Differenz umgingen.

Die hier vorgelegte Deutung zur Entwicklung des Münsteraner Täufertums versteht sich als ein Versuch, der alle konfessionellen ebenso wie alle je aktuell-politisch motivierten Engführungen der Täufergeschichtsschreibung hinter sich lässt. Stattdessen liegt der Fokus darauf, die Reformationsgeschichte unter Rückgriff auf religionsgeschichtliche Kategorien aus der Blickrichtung vom Mittelalter her voranzubringen. Eine Fragerichtung, die sich auch für das Täuferreich von Münster bewährt!

Das zur Verfügung stehende Quellenmaterial ist begrenzt. Aus dem Gesamt sei als gewichtigstes Zeugnis aus altgläubiger Perspektive der freilich höchst tendenziöse Be-

richt über die Geschehnisse genannt, den der Münsteraner Bürger Heinrich Gresbeck verfasst hat. Zudem dürfen die theologischen Schriften von Bernhard Rothmann als zentral gelten, zumal sie die konfessionelle Entwicklung Münsters spiegeln, wie er sie in seiner eigenen Person mitvollzogen, besser: vorgebracht hat. Darüber hinaus gibt es weitere Quellen: Stadtordnungen und Verträge, theologische Notizen oder Verhörprotokolle. Über aller Deutung aber steht wie ein Mahnwort: Das Quellenmaterial ist äußerst lückenhaft!

Dieser Beitrag setzt sich zum methodischen Ziel, die damalige Stadt Münster und die Hauptakteure der Täuferbewegung unter dem Aspekt der „religiösen Differenz“ zu analysieren. In der Annahme, dass soziale Systeme gemäß diesem Paradigma nur ein bestimmtes Maß an Binnen-Differenz, an interner Differenzierung und an Differenzbildung aushalten, damit der „soziale Kitt“ erhalten bleibt, soll die kulturgeschichtlich aktuell viel diskutierte Frage nach Differenz hier für die Religionsforschung fruchtbar gemacht werden. Es lassen sich vier Wege ausmachen, in denen soziale Systeme mit religiöser Differenz umgehen¹: Differenzbeobachtung, Differenzakzeptanz, Differenzminimierung und Differenzmaximierung. Es drängt sich im globalen Blick auf den historischen Umgang mit religiöser Differenz die grundsätzliche Frage auf, warum Menschen sich innerhalb der Christentumsgeschichte so lange und so heftig gegen religiöse Unterschiedlichkeit gewehrt haben. Umgekehrt bleibt für heute zu fragen: Was bestärkt Christinnen und Christen darin, religiöse Differenz – trotz Pegidasympathisierender Gegenstimmen in der Gesellschaft – mehr denn je wertzuschätzen?

1. Münster – eine altgläubige Stadt im Heiligen Römischen Reich

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war Münster eine Stadt mit etwa 9.000 EinwohnerInnen innerhalb der Stadtmauer (identisch mit der heutigen „Promenade“). Angesichts der Tatsache, dass nur etwa fünf Prozent der damaligen Städte in hiesigen Breiten mehr als 2.000 EinwohnerInnen hatten, galt Münster beinahe als Großstadt. Als einheitlich römisch-katholische Stadt² verfügte sie mit dem Dom als Bischofskirche und St. Lamberti als Kirche der Bürgerinnen und Bürger über zwei geistliche, auch bauliche Zentren. Überdies gab es innerhalb des mittelalterlichen Mauerrings die Stifts- und die Pfarrkirchen. Hinzu kamen zahlreiche geistliche Kommunitäten. Münster soll damals mehr Armenhäuser und Stiftungen innerhalb der Stadtmauern beherbergt haben als jede andere deutsche Stadt. Deshalb galt Münster als „Rom des Nordens“ – in dieser

¹ Zu dieser Differenzierung s. Heiko Kleve, *Differenz und Soziale Arbeit. Von Wegen im Umgang mit dem Verschiedenen*, in: <http://bit.ly/2nuG1P7> (abgerufen am 23.3.2017).

² Zum altgläubigen Münster zwischen 1525 und 1533 s. detailliert Hubertus Lutterbach, *Das Täuferreich von Münster. Wurzeln und Eigenarten eines religiösen Aufbruchs*, Münster 2008, 20–40.

Bezeichnung mag man einen zumindest legendarischen Hinweis auf das damalige Fehlen jedweder religiösen Differenz sehen.

Zwei großflächige Tendenzen wirkten zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch auf Münster ein: Im Sinne einer Differenzbeobachtung ‚Vorher – Nachher‘ suchten die Menschen religiös zunehmend nach einem verinnerlichten Christentum. Geistliches Leben sollte sich nicht in einer Fülle gefeierter Riten erschöpfen, sondern von innerer Beteiligung und persönlicher Entschiedenheit durchdrungen sein. Den Wert der kirchlichen Lehre bemaßen die Menschen erstrangig daran, inwieweit sie sich dadurch in der Bewältigung des Alltagslebens und in ihrer Hoffnung auf das jenseitige Fortleben gestärkt fühlten. – Wirtschaftlich hatte Münster wie alle Städte innerhalb des Heiligen Römischen Reiches mit Inflation und stagnierenden Löhnen zu kämpfen, überdies mit Auswirkungen von Missernten und Hungerwintern. Ja, zu Beginn der Stadtunruhen waren – keineswegs nur in Münster – der Arm-Reich-Gegensatz und damit die ökonomische Differenz auch unter den BewohnerInnen der Stadt quälend.

Diese materielle Differenz wurde zunehmend dadurch verstärkt, dass die Steuern für Reiche und für Arme stiegen, wohingegen Geistliche entsprechend mittelalterlicher Gewohnheit weiterhin von jedweder Steuerzahlung ausgenommen blieben. Immerhin bestand ihr besonderer Beitrag zum Gemeinwesen darin, dass sie mit ihren Gebeten und ihren Liturgien den göttlichen Schutz auf die Stadt herabriefen. Diese Aufgabenteilung von Geistlichen und Laien hatte das Leben in Münster seit der Stadtwerdung im 12. Jahrhundert selbstverständlich geprägt. Sie wurde erst infrage gestellt, als die Bürgerinnen und Bürger in Münster während der 1520er-Jahre bemerkten, dass sich Ordensleute und Geistliche entgegen der Vereinbarung über ihren Eigenbedarf hinaus an der handwerklichen Produktion beteiligten und die gefertigten Produkte ohne Steuerabgaben verkauften. In sozialer Hinsicht könnte man hier von einer ‚Differenzminimierung unter der Hand‘ sprechen, insofern sich die Geistlichen mit ihrer handwerklichen Tätigkeit an die Lebensweise der Laien annäherten. Freilich hatten sie sich auf diese Weise mit ihrer illegalen Tierhaltung, ihrer unstatthaften Weberei oder dem ihnen verbotenen Getreidedörren gegenüber den sonstigen Städtern einen handfesten Wettbewerbsvorteil erschlichen. Sie hatten die Einkommensdifferenz gegenüber den Laien im Geheimen vergrößert, statt – wofür sie von den Stadtbewohnerinnen bezahlt wurden – ihre freie Zeit allein in geistliche Leistungen vor Gott zugunsten der Stadt zu investieren. Die Bürgerinnen und Bürger von Münster reagierten darauf mit Enttäuschung. Unter der Führung der als Gilden organisierten Handwerkervereinigungen zettelten sie einen Klostersturm an, der einige Klöster innerhalb der Stadt traf. In der Folge beschlossen die BürgerInnen 1525, aus dem System von städtischen finanziellen Leistungen für die Kleriker einerseits und deren frommer Interzessionen für die Wohlfahrt der Stadt andererseits auszusteigen. Die zuvor als selbstverständlich erachtete religiöse Differenz zwischen den Geistlichen und den Laien hatte für die Laien jede Plausibilität verloren; mit ihrer Differenzakzeptanz waren sie am Ende!

2. Münsters Hinkehr zum Luthertum

Auch wenn sich der endgültige Ausstieg aus dem System der finanziellen Unterstützung klerikaler Interzession vor Gott in Münster noch bis 1533 hinzog, legte sich der bis dahin altgläubig ausgerichtete Stadtrat im Jahr 1533 schlussendlich doch auf eine evangelische Kirchenordnung für Münster fest.³ Die in theologischer Hinsicht wohl wichtigste Kraft hinter dieser Entwicklung war der katholische Geistliche Bernhard Rothmann. Seine Predigten zogen die Menschen in Scharen an, weil er den Ton der Zeit traf. Wie der inzwischen zu seinem theologischen Vorbild aufgestiegene Martin Luther (+ 1546) votierte auch Bernhard Rothmann in zunehmend klarer religiöser Abweichung vom katholischen Glauben dafür, dass fortan kompromisslos gelten sollte, was man aus der Heiligen Schrift herauslesen zu können glaubte: Allein auf den im Neuen Testament verbürgten Glauben an die jedem Menschen geltende Liebe Gottes kommt es für Christinnen und Christen an. In diesem Sinne sind alle ChristInnen gleich unmittelbar zu Gott. Eine Vermittlung des Heiligen durch Priester und Ordensleute sah man unter diesen neuen Prämissen nicht länger als notwendig an. Statt der als nicht-neutestamentlich gezielten „klerisey“ sollte fortan – unübertroffenes Signal für das Ende jeder religiösen Differenz unter allen AnhängerInnen Luthers – das allgemeine Priestertum aller Gläubigen gelten: Wer aus der Tauf gekrochen, darf sich rühmen, zum Papst, Bischof oder Priester berufen zu sein!

Entgegen dem skizzierten religiösen Ideal wurden von den Münsteraner Gemeinden alltagskonkret je zwei lutherische Prediger mit dem Auftrag gewählt, die Autorität für die Auslegung des Evangeliums zu übernehmen. Statt des in der Stadt eigentlich vereinbarten Endes aller religiösen Differenz unter den Lutheranern folgte in ihren Reihen nunmehr doch eine neuerliche Stärkung von religiöser Differenz! Ein oberster Schullehrer sollte das Unterrichtswesen der Stadt organisieren. Zwei vom Rat bezahlte Gelehrte erhielten die Aufgabe, die Schriften des Alten und des Neuen Testaments maßgeblich zu interpretieren. Gewählte Diakone verteilten die in den Gottesdiensten gesammelten Almosen an die Armen. Nicht zuletzt artikulierten Münsteraner Bürger 1533 zum ersten Mal die Forderung nach der Erwachsenentaufe für alle Christinnen und Christen – eine Abkehr von jener seit der Christianisierung Münsters im 9. Jahrhundert selbstverständlich geübten Kindertaufpraxis und zugleich eine Infragestellung der auch von Martin Luther selbstverständlich beibehaltenen Kindertaufe. Ohne Übertreibung kann man hier von einer zweifachen religiösen Differenzmaximierung sprechen!

Wie bereits angedeutet, gelang es den Lutheranern in Münster nicht, jene Egalität unter allen Christinnen und Christen zu erreichen, die sie schon bei den Altgläubigen so schmerzlich vermisst hatten. Während die Luther-Getreuen in der Stadt den Katho-

³ Zum neugläubigen Münster zwischen 1533 und 1534 s. mit umfänglichen Quellenbelegen Lutterbach, *Das Täuferreich* (s. Anm. 2) 41–62.

liken vorgehalten hatten, das Weihepriestertum zertrenne die von Christus gewollte und in der Taufe begründete Gleichheit aller Gläubigen, musste man unter den Lutheranern selbstkritisch feststellen, dass auch in den eigenen Reihen die grundsätzlich angenommene gleiche Unmittelbarkeit aller Christinnen und Christen zu Gott alltagspraktisch unterlaufen wurde – erstrangig durch die in den Gemeinden inzwischen eingesetzten ‚professionellen‘ Prediger.

In der Folge zahlreicher öffentlicher theologischer Diskussionen zum Thema, wie ein allein dem Neuen Testament verpflichtetes ‚reines Christentum‘ aussehen kann, kam es 1533 unter den Lutheranern von Münster in einem entscheidenden Punkt sogar zu einem offenen Richtungsstreit. Dieser bezog sich erstrangig auf die rechte Weise der Taufe: Als Ausdruck einer religiös inzwischen offen zutage getretenen Differenz innerhalb des Münsteraner Luther-Lagers standen auf der einen Seite diejenigen, die weiterhin an der Kindertaufe festhielten, wie sie spätestens seit dem 5. Jahrhundert üblich war. Auf dieser Traditionslinie akzentuierten sie unter anderem, dass der Glaube ein Geschenk, Jesus ein Liebhaber der Kinder und die Kindertaufe deshalb sinnvoll sei. Auf der Gegenseite fanden sich um den ehemaligen katholischen Priester Bernhard Rothmann jene, die die Erwachsenentaufe zunehmend als den allein angemessenen Ausdruck für ein entschiedenes Christentum verstanden. Sie drängten darauf, dass der christliche Glaube die persönliche Entscheidung voraussetze und verneinten, dass eine Taufe ohne diese Entscheidung des Täuflings das Label „neutestamentlich“ beanspruchen könne. Ohne hier näher auf die politischen Verhältnisse in der Stadt Münster einzugehen, ist im Sinne einer Differenzmaximierung umso nachdrücklicher festzuhalten, dass der Konflikt unter den Lutheranern sie mehr und mehr vom katholischen Bischof entfernte sowie zunehmend zu einer Spaltung in ihren eigenen Reihen führte.

3. Münsters Weg vom Täuferium zur Radikalität des Täuferreichs

Mit der Wahl zu dem seit 1533 lutherisch dominierten Stadtrat erlangten im Winter 1534 endgültig jene BewohnerInnen Münsters politisch die Oberhand, die zugunsten eines Christentums kämpften, das sich für die Verpflichtung zur Erwachsenentaufe einsetzte. Tatsächlich sollten fortan alle EinwohnerInnen der Stadt im Zeichen der Entscheidungstaufe vereint sein. Wer der neuen Lehre nicht folgen wollte, musste Münster verlassen. Innerhalb des täuferischen Christentums sollte es zukünftig keine Glaubensdifferenzen mehr geben.⁴

Im Blick auf die täuferische Lehre bedeutete die Neuausrichtung unter anderem, dass TaufbewerberInnen als erstes die christliche Lehre und Lebensweise kennenlernten.

⁴ Von der Einführung des Täuferiums in Münster bis zum dortigen Täuferreich s. mit umfänglichen Primärzeugnissen Lutterbach, *Das Täuferreich* (s. Anm. 2) 63–89.

Als zweites stimmten sie beidem beherzt zu, was als unabdingbare Voraussetzung für die Erwachsenentaufe galt. Als drittes hatten sie sich in einer christlich überzeugenden und pazifistisch geprägten Lebensweise zu bewähren. Zutiefst lässt sich dieses Entscheidungschristentum in das damals gesamtgesellschaftliche Streben nach Innerlichkeit und Entschiedenheit, nach Klarheit und Einheitlichkeit einordnen. Zugleich verwirklichten die Täufer von Münster mit ihrem Votum zugunsten der Erwachsenentaufe eine zentrale Position auch der übrigen täuferischen Bewegung, die im 16. Jahrhundert etwa ein Prozent der Bevölkerung ausmachte.

Hier soll nicht weiter von den politischen Verwerfungen die Rede sein, die in Münster als Folge des zur Dominanz gelangten Täufertums auftraten. Wichtiger ist die von den Täufern in Münster obenan gestellte und um der religiösen Differenzminimierung gegenüber der Urgemeinde willen eingeführte Egalität unter den StadtbewohnerInnen auf der Basis der für alle Menschen verbindlichen Erwachsenentaufe. Dieser Durchbruch auf Stadtebene lockte auch zahlreiche Täufer aus den benachbarten Niederlanden an – allzumal, nachdem sich die durch den Täufer Melchior Hoffmann (+ 1543) für Straßburg 1533 prophezeite Wiederkunft Christi nicht erfüllt hatte, sondern er stattdessen im Gefängnis gelandet war. Nichtsdestoweniger machten sich einige seiner Anhänger nach Münster auf, um zu schauen, ob sich die Prophezeiung dort angesichts des kompromisslosen Eintretens für die Erwachsenentaufe realisierte.

Tatsächlich sagte der niederländische Täufer Jan Mathijs das Wiederkommen Christi für Ostern 1534 in Münster voraus. Man solle die Vernichtung der Gottlosen durch den göttlichen Schöpfer gewaltlos abwarten und selbst für das reine Evangelium und für die Erwachsenentaufe eintreten. Aber statt Ostern 1534 den wiederkommenden Christus zu sehen, fand Jan Mathijs am Ostertag seinen Tod, als er sorglos – und offensichtlich bar jeder Sensibilität für die religiösen Differenzen zwischen den Münsteraner Täufern und allen Andersgläubigen außerhalb von Münster – die befestigte Stadt verließ. Er wurde von den bischöflicherseits vor der Stadt zusammengezogenen Belagerungstruppen umgebracht. Möglicherweise wollte er sich aufmachen, um seine Botschaft von der Wiederkunft Christi in Münster gegenüber der ganzen Welt zu verkünden.

Die Nachfolge von Jan Mathijs als Anführer der Münsteraner Täufergemeinde übernahm der niederländische Schneider Jan van Leiden. Bald schon rühmten ihn die Täufer entsprechend zwischenzeitlich ergangener Prophetien als obersten Prophet des gesamten Erdkreises. Eine in Münster beispiellose Brutalität kennzeichnete sein Eintreten für den neuen Glauben während der 15 Monate seiner Herrschaft. Dabei agierte er in einem Punkt weit vorsichtiger als Melchior Hoffmann und Jan Mathijs, indem er sich nicht auf einen Zeitpunkt für die Wiederkunft Christi, allerdings auf Münster als Ausgangspunkt für das Heil der Welt festlegte. Gemäß dem Selbstverständnis des Jan van Leiden sollte sich in Münster das irdisch überhaupt erreichbare Minimum an reli-

giöser Differenz gegenüber der Christus selbst zugeschriebenen Idealität manifestieren.

So richteten sich die Täufer von Münster unter der Führung von Jan van Leiden mittels infrastruktureller Maßnahmen im eschatologischen Wartestand ein: Unter anderem eröffneten sie im Bemühen um allseits vertiefte Bibelkenntnisse in der gemeinen Bevölkerung Schulen für Mädchen und für Jungen. Überdies optimierten sie die städtischen Verteidigungsanlagen sowie die Organisation ihrer Selbstverteidigung, um es ihren Gegnern vor der Stadt unter der Ägide des Bischofs nach Kräften zu erschweren, die Stadt einzunehmen.

Über allem ging es um das Innenorientierung anmahnende „reine Evangelium“ als Basis allen Handelns. Doch ausgerechnet dieses gemeinsame Fundament erwies sich zunehmend als rissig. So bildeten die religiösen Ambitionen der Täufer den Ausgangspunkt für neue, im Vergleich zu den Vorgaben des Neuen Testaments sogar übergroße Differenzen. Zum einen griffen Jan van Leiden und seine Getreuen – wie bereits angesprochen – zur Gewalt und töteten in ihren eigenen täuferischen Reihen immer wieder Menschen, die ihnen nicht in allen Anordnungen bedingungslos folgten. Zum anderen nahmen einige der Münsteraner Täufer über die in der Stadt verbindliche Erwachsenentaufe hinaus für sich in Anspruch, sie hätten eine Prophetie – also eine göttliche Offenbarung als besonderer Ausdruck eines verinnerlichten Christentums – erfahren.

Maßgeblich ersetzte Jan van Leiden aufgrund einer göttlichen Vision den Rat der Stadt Münster, welcher die Täufer hier an die Macht gebracht hatte, entsprechend dem Alten Testament durch ein Gremium von „Zwölf Ältesten“. Ihm fielen fortan alle obrigkeitlichen Aufgaben zu. Auch ein neu erstelltes Strafregister orientierte sich allein an ausgewählten biblischen Vorgaben. Darüber hinaus galten im Alltag neue Kleidungs- und Grußvorschriften. Die Verheiratung von mehreren Frauen mit einem einzigen Mann („Polygamie“) wurzelte in einer damals aktuellen Prophetie, ebenso die unerbittliche Durchsetzung der Gütergemeinschaft aller StadtbewohnerInnen nach dem Vorbild der Jerusalemer Urgemeinde. Bei Verstößen gegen die Zehn Gebote folgte die Todesstrafe. Kurzum: Im Dienste der Differenzminimierung unter den Täufern von Münster angesichts der von ihnen nahe geglaubten Wiederkunft Christi führte erstrangig die Wertschätzung von Einzeloffenbarungen im Zusammenspiel mit der Orientierung am Alten und am Neuen Testament zur Überwindung der traditionellen politischen, sozialen und religiösen Ordnung in Münster.

In die Geschichte ging Jan van Leiden vor allem deshalb ein, weil er sich im Gefolge von entsprechenden Prophetien als König ausrufen ließ. Seine Installation des Königtums geriet prunkvoll: mit einer rituell minutiösen Hofordnung sowie mit einem Hofstaat aus 148 Personen.

Aufgrund der Wiederkunft Christi, die die Täufer unmittelbar vor sich sahen, standen sie innerhalb der inzwischen allein noch von ihnen bewohnten Stadt unter erhebli-

chem Zeitdruck beim Ausbau Münsters als sakrales Zentrum. Unter anderem ergriffen Jan van Leiden und seine Getreuen folgende Maßnahmen, um unter ihren Anhängern selbst kleinste religiöse Differenz auszumerzen: Wer den königlichen Anordnungen nicht folgte, den traf – bis hinauf in die Führungsriege – das Schwert. Die in Münster geborenen Kinder erhielten fortan vom König als dem „Vater“ eines jeden Getauften persönlich den Namen zugeteilt. Sodann glich man Örtlichkeiten oder Straßennamen (aus altgläubiger Zeit) dem täuferischen Selbstverständnis an („Zion“, „Königsstraße“ etc.).

All diese Maßnahmen zur religiösen Differenzminimierung innerhalb der Stadtmauer führten umgekehrt dazu, dass die religiösen Differenzen zwischen den Täufern und dem Bischof mit seinen militärisch Verbündeten vor der Stadt auf ein Maximum anwuchsen. – Den Belagerern gelang die Einnahme der Stadt am 25. Juni 1535. Fortan hatte in Münster wieder der Bischof das Sagen. Bereits mit seinen ersten Maßnahmen folgte er den traditionellen Handlungsmustern: Um die religiösen Differenzen unter seinen Getreuen von Anfang an so gering wie möglich zu halten, erlaubte er den Zuzug bzw. den Verbleib in der Stadt allein denjenigen, die sich ihm und seiner Auffassung des Christentums ausdrücklich anschlossen. Zudem ließ er die führenden Täufer festnehmen, verhören, hinrichten und als Abschreckungsmaßnahme in den Käfigen am Kirchturm der Lambertikirche aufhängen.

4. Täuferische Differenzminimierung in Münster zwischen „Theater“ und Innerlichkeit

Im Rückblick auf die Phase der größten täuferischen Radikalität zwischen 1534 und 1535 stellt sich im Rückblick die Frage: Wie konnte diese Zuspitzung mit ihrer Unterdrückung aller religiösen Differenzen so schnell gelingen? Zwei Antwortperspektiven seien im Folgenden bedacht: die Bedeutung performativen Handelns und das Mühen um eine von Innerlichkeit getragene Christlichkeit.

Die Theaterwissenschaft bietet einen weniger text- als handlungsorientierten Erklärungsansatz an. Er fragt danach, wie menschliches Handeln Bedeutung hervorbringt und vermittelt. Im Hintergrund steht die Überzeugung, dass eine Äußerung, eine Aufführung, ein Ritual oder eine Verhaltensweise nicht etwas Vorgegebenes abbilden. Vielmehr wird Bedeutung erst im Augenblick des Äußerns, Aufführens oder Sich-Verhaltens hervorgebracht. Damit kommt jeder Interaktion oder jedem auf Interaktion gründenden Ritual eine bedeutungstiftende und identitätsbildende Kraft zu. Innerhalb dieses Rahmens können bis dahin gültige Überzeugungen bzw. Symbole und sozio-kulturelle Figurationen durch die Feier des Rituals nachhaltig verändert werden: „Ein Ritual zielt auf Legitimierung ab, und das bedeutet, dass eine Grenze, die durch das Ritual selbst erst ersetzt wird, als natürlich und somit dem Ritual vorgängig er-

kannt wird.“⁵ Demnach erwecken Rituale den Anschein, bestätigend zu sein, sind aber aufgrund ihrer interaktiven Darstellung tatsächlich in der Lage, neue Bedeutungen hervorzubringen (performativ). Freilich – so ist herauszustellen – bleibt die Performativität des rituellen Akts den AkteurInnen selbst im Moment des Geschehens mitunter verborgen. So scheint (!) der stets auf Interaktion basierende Ritus den Beteiligten bislang Selbstverständliches zu bestätigen, obwohl er tatsächlich normverändernd wirken mag.

Blickt man in die Geschichte Münsters, dominiert die bestätigende Kraft der gefeierten Rituale während der altgläubig geprägten Jahrhunderte. Derlei äußerte sich in der Beibehaltung gewisser religiöser Differenzierungen: zwischen den heiligen und den ungeprägten Orten bzw. Zeiten, zwischen dem Bischof mit den übrigen geweihten Amtsträgern und den Laien in den geistlichen Gemeinschaften/Bruderschaften, zwischen den ehrwürdigen Liturgien und den anderweitigen kommunalen Zusammenkünften.

In Abweichung von diesen Traditionen entfaltete das Wirken der lutherischen Prediger durchaus die bedeutungsverändernde, ja differenzproduktive Kraft der Rituale: Andere Orte für die gottesdienstlichen Zusammenkünfte, Veränderungen bei den geprägten heiligen Zeiten, die Relativierung, ja Ablösung der bisherigen Amtsträger bis hin zu einer bislang nicht üblichen Dominanz der Predigt in den gottesdienstlichen Zusammenkünften – all das bewirkte hintergründig eine zunehmende Differenz gegenüber den bis dahin maßgeblichen religiösen Überzeugungen.

Wie niemals zuvor in Münster bedienten sich die Täufer der verändernden Kraft von Interaktionen und Ritualen, die sie sogar für himmlisch rückgebunden hielten. Als Ausdruck der Differenzmaximierung veränderten sie aufgrund der prophetischen und stets sogleich öffentlich gemachten Schauungen viele bis dahin übliche Regeln im Alltag⁶: Einem Propheten aus Warendorf wurde geoffenbart, wie viele Kleidungsstücke jeder Täufer fortan besitzen durfte. In der Hungersnot setzte eine Prophetie des Jan van Leiden die Gepflogenheit außer Kraft, Pferdefleisch zu essen. Pfeifen und Trommeln, ursprünglich von den Täufern in Münster abgeschafft, wurden aufgrund einer Prophetie neuerlich eingeführt. Die Polygamie gab man in den gottesdienstlichen Predigten als Gottes unbedingten Willen aus (dat et Godes wille wer). Ein Prophet stellte sich auf einen Altar der ehemals für altgläubige Gottesdienste genutzten Lambertikirche, um eine Prophetie an die Gläubigen weiterzugeben, dass sie das auserwählte Neue Israel seien und die Erlösung nahe bevorstünde. Weiter: Um die Standhaftigkeit der Mitglieder der täuferischen Gemeinde trennscharf zu prüfen, mussten sich Menschen im Sinne eines Bußrituals mit dem Gesicht nach unten auf den Boden werfen,

⁵ Jürgen Martschukat – Steffen Patzold, *Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“*, in: Dies. (Hg.), *Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“*. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln u. a. 2003, 1–31, 8.

⁶ Einzelbelege bei Lutterbach, *Das Täuferreich* (s. Anm. 2) 147–151.

mit bloßen Händen eine Kuhle in die Erde wühlen sowie mit Händen und Füßen um Gnade bitten.

Trotz aller Unterschiedlichkeit im Detail stimmen die hier nur knapp skizzierten Rituale darin überein, dass sie allesamt dazu angetan sind, die der innergemeindlichen Egalität zuwiderlaufende Herrschaft der Propheten nachhaltig zu festigen, ja diese religiöse Differenz nach Kräften zu legitimieren: „Die Propheten meinden, Got gienge mit inen up erden“, wie es in den wenigen täuferkritischen Äußerungen aus Münster hieß. Die gemeindlichen Gebetsversammlungen, in denen die Propheten ihre auf Gott zurückgeführten Offenbarungen an die täuferische Gemeinde weitergaben, boten den geeigneten Rahmen dafür, dass die Versammelten nach der stets öffentlich vollzogenen Verkündigung der himmlischen Weisung zumeist ein Danklied oder einen Lobpsalm anstimmten (hebben gesungen einen deutschen salmen).

Kurzum: Bedeutungsverändernde, ja differenzverstärkende Rituale und bis dahin unübliche Weisen der prophetischen Interaktion gehören wesentlich zur Rekonstruktion des Weges von der Münsteraner Täuferherrschaft zum theokratischen Täuferreich. Erst durch diese Einwirkungen konnte sich in Münster eine über die anderen zeitgenössischen Täufergemeinden hinausgehende Sonderentwicklung vollziehen. Mit der Einrichtung der Theokratie hatten die Täufer bei allem Mühen um innerstädtische Differenzminimierung zugleich einen Status erreicht, der im Vergleich zu allen anderen damaligen Ausformungen von Christlichkeit für maximale Differenz stand.

Unter Berücksichtigung des im 16. Jahrhundert verbreiteten Strebens nach einem verinnerlichten Christentum ist festzuhalten: Ausgerechnet der zunehmende Einfluss des Prophetentums – man könnte vom Gipfelpunkt eines verinnerlichten religiösen Selbstverständnisses sprechen – mündete in die Einführung des Königtums und damit in die Installation einer theokratischen Ordnung. So erwies sich die Offenheit für eine umso tiefere religiöse Verinnerlichung, wie sie damals durchaus im Trend lag und zuvor schon von den Altgläubigen und den Lutheranern aufgegriffen worden war, in der Konsequenz als Einfallstor für Gewalt, Unterdrückung und Ungleichheit. Unmissverständlich zeigt das schreckliche Ende des Täuferreiches, welche Menschenverachtung die Träger religiöser Herrschaft mitunter in Kauf zu nehmen bereit sind, um eine religiöse Differenzminimierung nach Innen aufgrund ihres Glaubens an ein himmlisch geschautes Ideal zu erreichen. Indem der ursprünglich auf die Stadt Münster begrenzte religiöse Anspruch schließlich auf die ganze Welt ausgedehnt wurde, sollten sich gemäß dem täuferischen Ideal sogar alle Menschen dieser Erde auf die Differenzminimierung innerhalb des global umspannenden Täuferreiches einlassen.⁷ – Als der Bischof schließlich die Herrschaft von den Täufern übernahm, bestand auch er darauf,

⁷ Siehe dazu detailliert Hubertus Lutterbach, *Der Weg in das Täuferreich von Münster. Ein Ringen um die heilige Stadt (Geschichte des Bistums Münster 3)* Münster 2006, 134–140, 219–222 und 272.

dass es innerhalb seines Herrschaftsgebietes um die Verwirklichung eines Christentums ging, das keinerlei Differenzen zu seinen bischöflichen Idealen zuließ.

5. Differenzminimierung oder Differenzakzeptanz?

Der weite Weg zur religiös akzeptierten Pluralität

Im Rückblick auf die Entwicklung Münsters zwischen 1530 und 1535 fällt auf, dass man (abgesehen von einer hier nicht weiter thematisierten und lediglich kurzzeitig in Kauf genommenen Übergangsphase vom altgläubigen zum lutherischen Christentum) ein gleichzeitiges Nebeneinander von zwei Bekenntnissen für unmöglich hielt: Die Neugläubigen lösten die Altgläubigen ab, die Täufer die Neugläubigen, der katholische Bischof schließlich die Täufer. Tatsächlich waren die Menschen spätestens seit Beginn des Mittelalters davon überzeugt, dass für die Wohlfahrt und den Frieden innerhalb eines Gemeinwesens die maximale Einheit in Glaubenslehre und Glaubenspraxis vor Gott unabdingbar ist.

In der Urgemeinde war man noch selbstverständlich davon ausgegangen, dass die Menschen als „ein Herz und eine Seele“ zusammenlebten (Apg 4,32). Sie stimmten in ihrer Ausrichtung auf Jesus überein, indem sie sich seiner Hörsamkeit gegenüber dem göttlichen Vater und seiner Sozialität gegenüber den Mitmenschen anschlossen.

Diese Ausrichtung auf das verbindende Zentrum hielt sich auch durch, als sich das Christentum ausdehnte und man in der Alten Kirche fünf als Patriarchate bezeichnete Verwaltungsbezirke einrichtete (Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem). Ähnlich dem, was man heutzutage „versöhnte Verschiedenheit“ nennt, folgten diese Kirchenprovinzen in ihrem jeweiligen Glaubensbekenntnis teilweise eigenen Akzentuierungen. Auch im Bereich der Liturgie standen in den verschiedenen Patriarchaten unterschiedliche Traditionen obenan. So ging die gemeinsame Ausrichtung auf Christus mit einer gewissen Akzeptanz von Differenzen in der Glaubenslehre und mit einer großen Akzeptanz von Ausprägungen in der Glaubenspraxis einher.⁸

Zum Problem wurden diese Differenzen erst, als sich seit dem 5. Jahrhundert Rom aufgrund des doppelten apostolischen Ursprungs (Petrus und Paulus) die Führung unter den Patriarchaten zu sichern begann. Zeitgleich erfolgte im westlichen Teil des Imperiums – unter anderem aufgrund der hereindrängenden illiteraten Gentes der Völkerwanderung – ein zivilisationsgeschichtlicher Rückschritt: Eine massenhafte Flucht von der Stadt aufs Land setzte ebenso ein wie der Niedergang der ehemals blühenden Universitäten und Schulen.

Mit dem Ende der antiken Hochkultur folgte ein Wiedererstarben ursprünglicher Religionslogiken. Dazu gehörte die Überzeugung, dass nicht länger eine Fülle unterschiedlicher ritueller und anderweitig glaubenspraktischer Ausprägungen nebeneinander

⁸ Arnold Angenendt, *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*, Darmstadt ³2005, 383–387.

bestehen, sondern nur eine einzige die ‚richtige‘ und Gott wohlgefällige sein kann. Und was für die Liturgie galt, umfasste auch die Glaubensüberzeugungen. Somit spiegelt sich in dieser hier nur knapp angedeuteten und mit dem Frühmittelalter durchschlagenden Entwicklung eine Wende von der Differenzbeobachtung und -akzeptanz hin zur Ablehnung und Vermeidung jeder religiösen Differenz wider.⁹ Diese Veränderung ging so weit, dass weder unterschiedliche Haartrachten noch voneinander abweichende Festtermine nebeneinander bestehen konnten, weder unterschiedliche Akzentuierungen in Glaubensdingen (Verhältnis Papst – Konzilien etc.) noch ein differierender Umgang mit liturgischen Fehlern.

Im beschriebenen Kontext der zivilisationsgeschichtlich bedingten Veränderungen macht der Historiker Heinrich R. Schmidt zugleich auf eine Abkehr vom neutestamentlich akzentuierten liebenden Gott hin zu einem als zornig und ängstigend vorgestellten Gott im Mittelalter und darüber hinaus aufmerksam, wie dieser in religiösen Ein-fachkulturen vielfältig plausibel sei. So akzentuiert er den „Gotteszorn“ als „Essential“ der reformatorischen Bewegung und als einen reformationsgeschichtlich „bislang wenig beachteten Orientierungspunkt“¹⁰. Auch in Münster machte die allseits geteilte Überzeugung vom Gotteszorn jede Veränderung im religiösen Leben zu einer dies-seits- und jenseitsumspannenden Frage auf Leben und Tod.

Vergegenwärtigt man sich schließlich, wie die KatholikInnen auf die Herausforderung der Reformation sowie später auf die weiteren Infragestellungen durch die Französische Revolution und die Bewegung der Aufklärung reagierten, trifft man immer wieder neu auf eine wichtige Konvergenz: Dominant war das Streben nach größtmöglicher Differenzminimierung bei Glaubensüberzeugungen und Glaubenspraktiken in den eigenen Reihen. Der gesamte religiöse Kosmos aus heiligen Orten und heiligen Zeiten, heiligen Menschen und heiligen Riten – kurzum: das gesamte katholisch auf-bietbare Mittlerwesen zwischen Gott und den Menschen – erklärte man stets neu als sakrosankt. Man baute es zur tragenden Basis einer nach innen gerichteten religiösen Differenzminimierung sowie einer nach außen gerichteten Differenzmaximierung aus. Eben diese Gleichzeitigkeit von Differenzminimierung und Differenzmaximierung prägte auch den Beginn der katholischen Volkskirche im 19. Jahrhundert: Als „katholischer Sperrbezirk“ mit sakralem Selbstverständnis gegenüber der als profan gezei- henen sonstigen Welt verstand sich dieses Milieu als eine sozial abgrenzbare Personen- gruppe im Sinne eines Trägers von kollektiver Sinndeutung. Tatsächlich ging es um die gemeinsam geteilte Überzeugung, dass Gott die KatholikInnen des 19. Jahrhunderts

⁹ Hubertus Lutterbach, Bonifatius. Mit Axt und Evangelium. Eine Biographie in Briefen, Freiburg u. a. ³2005, 266–268 („Der eine Gott – Der eine Patron – Der eine Ritus“).

¹⁰ Heinrich Richard Schmidt, Die Reformation im Reich und in der Schweiz als Handlungs- und Sinnzusammenhang, in: Thomas A. Brady (Hg.), Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 50) München 2001, 123–157, 156.

als sein heiliges Volk aus aller Widernis errettete: wie ehemals das Volk Israel aus der ägyptischen Gefangenschaft oder die spätantiken ChristInnen aus den Fängen der Christenverfolger. Aus dieser Überzeugung entwickelte sich die prägende Kraft realer Verhaltensmuster, wie sie in neu gegründeten Verbänden, Vereinen oder Ordenskongregationen konkrete Gestalt annahm. Immer ging es um das Leben in Gemeinden und Gemeinschaften, das sich in größtmöglicher Differenzminimierung nach innen und in größtmöglicher Differenzmaximierung nach außen, also als Verkörperung des Sakralen mit Exklusiv- und Ewigkeitsanspruch erweisen sollte.¹¹

Erst angesichts dieses ‚geschlossenen‘ Hintergrundes wird deutlich, welche menschen- und religionsgeschichtliche Zäsur die 1965 auf dem II. Vatikanum ratifizierte Konstitution „Nostra Aetate“ bedeutet. Auf ihre ganz eigene Weise hat auch sie das Ende der Volkskirche forciert. Denn sogar allen nicht-christlichen Lehren und Praktiken spricht dieses Dokument eine Berechtigung zu: „Wir können Gott, den Vater aller, nicht anrufen, wenn wir irgendwelchen Menschen, die ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, die brüderliche Haltung verweigern“ (Nostra Aetate 5). Dieser Paradigmenwechsel bedeutet katholischerseits nichts weniger als eine entschiedene Öffnung gegenüber einer religiösen Differenzakzeptanz – nicht allein unter den KatholikInnen oder innerhalb der christlichen Denominationen, sondern sogar gegenüber nicht-christlichen Religionen!¹²

Im Blick auf die Ausgangsfrage sei somit festgehalten: Während wir die konfessionellen Entwicklungen in Münster zwischen 1530 und 1535 – aus heutiger Perspektive sowie innerhalb der westlichen Industrienationen! – als negativen Schlüssel zum Umgang mit religiöser Differenz bewerten mögen, gilt uns die Wertschätzung religiöser Differenz, wie sie „Nostra Aetate“ als Lehre aus der religiösen Gewaltgeschichte fest schreibt, als vorwärtsweisender Schlüssel zu einem religiös achtsamen Umgang mit unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen und -traditionen. Zugleich mag uns der diachron eingebettete Blick auf Münster zwischen 1530 und 1535 verstehen helfen, warum sich manche Menschen – nicht allein FundamentalistInnen – mit religiöser Pluralität und religiöser Differenzakzeptanz bis heute schwertun. Immerhin lässt sich aus systemischer Perspektive verständlich machen, dass sich Sozialsysteme immer wieder neu stabilisieren müssen, und dabei können religiöse Abgrenzung (Differenzmaximierung) nach außen und Identifizierung (Differenzminimierung) nach innen hilfreich sein.

¹¹ Zum Begriff des Milieus s. weiterhin wegweisend Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte (AKKZG), Katholiken zwischen Tradition und Moderne. Das katholische Milieu als Forschungsaufgabe, in: Westfälische Forschungen 43 (1993) 588–655, 606.

¹² Zu den Perspektiven dieser neuen Öffnung s. Perry Schmidt-Leukel, Religious Pluralism and Interreligious Dialogue. The Gifford Lectures – An Extended Edition, Maryknoll 2017.

Prof. Dr. theol. Dr. phil. Hubertus Lutterbach
Lehrstuhl für Christentums- und Kulturgeschichte
Universität Duisburg-Essen
Universitätsstr. 12
45117 Essen
+49 (0)201 183-2282
hubertus.lutterbach(at)uni-due(dot)de